

BuchBasel
2023

Eröffnungsrede
Ich – Du – Wir

Internationales
Literaturfestival

Şeyda Kurt

Wie oft schreibe ich *Ich*, aber meine *Du*. Wie oft schreibe ich *Du*, aber meine *Wir*. Wie oft schreibe ich *Wir* und meine mich. Wie oft schreibe ich und weiss nicht, was ich meine.

Wie oft werden im Deutschen sperrige Passiv-Konstruktionen gebastelt, so wie diese hier, um die Markierung eines sprechenden Subjektes zu vermeiden. Nur um sich der Tragik zu verschliessen, die Sprechen und Schreiben unweigerlich innewohnt: Ungewissheit, Beschränktheit und Wiederholung. Und im selben Moment das unstillbare Verlangen nach Klarheit.

Wie oft verliere ich in dieser Sprache die Fassung. Wie oft lässt sie dich verstummen.

Wie oft habe ich in den vergangenen Jahren *Ich* geschrieben, wenn ich das *Wir* doch bevorzugt hätte. Weil das deutschsprachige Publikum so gerne unsere persönlichen Leidensgeschichten hört, weil *Du* wissen willst, wie betroffenen *Ich* doch bin, bevor *Wir* es wagen, uns zu Wort zu melden, weil ich meine – Anführungszeichen – «Sprecher*innenposition» transparent machen muss. *Ich* soll vom Individuellen ausgehen, Verallgemeinern ist ein intellektuelles Kapitalverbrechen, heisst es. So allgemein gesprochen.

Auch der deutschsprachige Literaturbetrieb wäre manchmal am liebsten eine Behörde. Mit Ausweisdokumenten und Wartemarken. Jede ist ihrer eigenen Erzählung Schmied. Wir stapeln seitenweise Gründe, Transaktionen, Rechtfertigungen für unsere Worte, während sich die Dominanzgesellschaft selbst jenseits aller Rechtfertigungen eingerichtet hat.

Wie oft musst *Du* auf das *Wir* verzichten, weil die Verlage um die Verkaufskraft des entblößten, gepeinigten *Ichs* wissen. Doch das ist nicht der einzige Grund.

Wie oft habe ich in den vergangenen Jahren an Semra Ertans Gedichte gedacht und an die grausigen, beschämenden deutschen Worte, in denen sich ihre Sätze spiegeln sollen:

Am 13. Dezember 1976 schreibt Semra Ertan:
Halk uyku hapi almış gibi uyuyor, niyetim onları uyandırmaktı Cezam bu.

In der deutschen Übersetzung heisst es:
*Die Menschen schlafen, als ob sie Schlaftabletten geschluckt hätten,
Meine Absicht war es, sie aufzuwecken.
Dafür bin ich bestraft worden.*

Am 7. Februar 1977 schreibt Semra Ertan:
Halktan bir grup

Im Deutschen heisst es:
Eine Gruppe von Menschen

Am 4. März 1977 schreibt Semra Ertan:
Halk eskimiş şarkılarda bulur teselli...

In der deutschen Übersetzung:
Die Menschen finden Trost in alten Liedern...

Die Arbeiterin und Poetin Semra Ertan beging im Jahre 1982 politischen Suizid in Hamburg. Die Herausgeberinnen des Bandes «Mein Name ist Ausländer», in dem Ertans Gedichte versammelt sind, haben das türkische Wort *Halk* in ihren Gedichten mit *Menschen* übersetzt. Ich weiss, im Schreiben gibt es keine endgültigen Wahrheiten, aber ich weiss, in aller Klarheit: Die Übersetzung lügt. *Halk* ist keine Summe an menschlichen Individuen, *Halk* ist das *Volk*. Ein politischer, kollektiver Körper in Bewegung, eine Solidaritäts- und Schicksalsgemeinschaft. Subjekt und Objekt von Anklage und Widerstand, Aufruhr, Klassenkampf. Zumindest ist das der Referenzrahmen einer Dissidentin wie Semra Ertan in den 1970er-Jahren.

Ich weiss, die Herausgeberinnen haben zurecht mit dem deutschen Begriff des Volkes gehadert, sich nicht in der Gewalt des Völkischen verfangen wollen, sich nicht immer wieder erklären wollen. Obwohl Semra Ertan unterschiedliche Bezeichnungen und Bedeutungen von Volk kennt, kennen muss.

Ich mache den Herausgeberinnen, Zühal Bilir-Maier und Cana Bilir-Maier, Schwester und Nichte von Semra Ertan, keinen Vorwurf. Sondern der deutschen Normalität, der es gelungen ist, den Begriff des *Volkes* derart zu verhaslichen, zu faschisieren, ihm den lebendigen Geist des autoritären Charakters überzustülpen, dass ihre Sprache selbst Übersetzungen, die vielfältige Formen von Kollektivität und Gemeinschaft adressieren, verunmöglicht.

Ich werfe ihr vor, sich dem Schreiben einer Semra Ertan zu verwehren, die sich aus Protest gegen menschenunwürdige, rassistische Politiken selbst verbrannte. *Euch* mag die Übersetzung durch «eine Gruppe von Menschen» genehmer sein, doch als Linke, als Feministin und als

Alevitin ging es Semra Ertan um Gerechtigkeit für die unterdrückten, vielstimmigen Völker, in Deutschland wie in der Türkei und ihren besetzten Gebieten.

Wie oft schreiben wir *Ich* oder *Du*, anstatt uns als widerständige, dissidente Kollektive in einem *Wir* zu Wort melden, weil wir uns zu sehr fürchten, der Zuschreibung einer kompulsiven, rohen Macht zu entsprechen. Dem Rudel.

Und wie oft lassen wir uns zu einem statischen *Ihr* degradieren, wenn wir ein vielfältiges *Wir* sein könnten: Eins, dem Unbehagen, Unruhe, Fragmentierung zugrunde liegt, das Menschliche und Politische schlechthin: Reibung, Konflikt, Widerspruch. Nicht zu wissen, was die Wahrheit ist, weil das eine gemeinsame Suche beinhaltet. Aber *Ich* weiss, wie die Lügen *Dir* in die Magengrube stechen.

Ivna Žic

Stellen Sie sich einen Tisch vor, einen grossen Esstisch, der in einer Wohnung steht. Um diesen Tisch herum sitzen neun oder zehn Personen; stellen sie sich ein Abendessen vor, einen Geburtstag, einen Feiertag – einen Familientisch.

Stellen Sie sich Ihren Familientisch vor.

Und ich stelle mir meinen vor.

Stellen Sie sich vor, dass eine Person an diesem Tisch müde ist oder sich unwohl fühlt heute; vielleicht trägt eine Person eine lange Krankheit mit sich, eine, die ihren Rhythmus und ihr Empfinden von den anderen unterscheidet und deren Bedürfnisse andere wären. Stellen Sie sich vor, dass das Tischgespräch in einer Art geführt wird, in der sich eine Person nicht willkommen fühlt, eine Gesprächsart, die nicht ihrem Ausdruck entspricht, nicht ihrem Begehren, Lebensstil und ihrer Wahrnehmung von der Welt. Stellen Sie sich vor, dass eine Person am Tisch dauernd provoziert wird und sich verteidigen muss, oder dass sie nie zu Wort kommt und daher lieber schweigt.

Stellen Sie sich vor, dass mindestens eine Person an diesem Tisch das Gefühl hat, dass die gesprochene Sprache nicht der ihren entspricht. Nicht nur im Sinne einer sogenannten «Fremdsprache», sondern im Sinne einer fremden Sprache, einer, der sie sich nicht zugehörig fühlt; einer Sprache, die diese Person begrenzt, ausschliesst und darin immer schon und immer wieder: verletzt.

Einige erlebten Trauma, über das an diesem Tisch nicht gesprochen werden soll. Andere tragen Traumata der vergangenen Generationen in sich, über die an diesem Tisch nicht gesprochen werden darf.

An jedem Tisch sitzt mindestens eine Person, die sich un-gesehen fühlt, unsichtbar und zugleich, paradoxerweise, durch diese Unsichtbarkeit: viel zu sichtbar.
Ausgestellt.

An jedem Tisch fehlt eine Person. Es gibt nicht Stühle für alle.

Wenn an einem Tisch – und ich beginne bewusst mit dem persönlichsten, mit dem uns nächsten und nicht immer wählbaren: dem Familientisch – wenn an einem Familientisch mit zehn Personen jemand dabei ist, dessen Perspektive nicht ganz in die anscheinend herrschende Mehrheit dieses Tisches hineinpasst, so befindet sich diese Person in einer verletzlichen Minderheit.

Diese Aussage ist nicht neu.

Doch weil an ihr leider noch gar nichts alt geworden ist, ist sie weiterhin aktuell. Nein: Sie ist chronisch. Es ist eine chronische Kondition, die das Gespräch vom Familientisch über den Sitzungstisch im Büro, den Bistrotisch im Zug oder Restaurant bis zum politischen Raum mit all seinen Tischen und Runden immer noch beherrscht.

Was ist ein Tischgespräch? Ein tatsächliches, ehrliches Tischgespräch, an dem kein behauptetes *Wir* dominiert, sondern *Du* und *Du* und *Du* und *Du* uns äussern können und wollen. Ein Gespräch, das nicht immer die gleichen Geschichten erzählt, von den immer gleich-lauten Personen, und die Anderen bleiben leise. Eines, das sich nicht in Wiederholungen von Witzen, Angriffen und Wahrheiten

suhlt, in immer gleichen Abläufen: Wer wen fragt, wer antworten muss und wie. Und am Schluss umarmen sich alle, wenig oder nichts Neues wurde gesagt, so geht das; so kennen Sie das sicher auch.

Ehrlich gesagt: Ich habe einen leichten Horror vor Familientreffen jeglicher Art.

Familientreffen lösen in mir eine Anspannung aus, weil ich immer wieder befürchte, dass mein *Ich*, das ich im besten Sinn für eine instabile Identität halte, dass dieses *Ich* gezwungen sein wird, seinen fixen Platz im grossen familiären *Wir* einzunehmen, um dieses *Wir* zu stabilisieren; weil das Gegenüber am Familientisch meist viel mehr eine fixe Familien-Rolle als ein tatsächliches, intimes *Du* vertritt, eine festgelegte Rolle und somit ein neugieriges Gespräch fast unmöglich macht. Rollen, die sich auch auf alle anderen Tische dieser Welt übertragen.

Ja, was ist ein Tischgespräch? Ein tatsächliches, ehrliches Tischgespräch, an dem kein behauptetes *Wir* dominiert, sondern ein *vielfältiges Wir*, eines, wie Şeyda eben sagte, *dem Unbehagen, Unruhe und Fragmentierung zugrunde liegen; Reibung und Konflikt*, aber nicht als «neun gegen einen», sondern fliegend, zwischen allen – mit einem gleichberechtigten Interesse am Gegenüber.

Nicht zu wissen, was die Wahrheit ist, weil das eine gemeinsame Suche beinhaltet.

Chronisch, vom griechischen «Chronos», steht für Zeit. Chronisch bezeichnet dabei etwas, das dauert, das schon lange andauert und noch lange dauern wird. Manchmal lebenslang. Bei einer Krankheit wird der chronisch betroffene Körper über Zeit geschwächt. Beim chronischen Zustand der Familien- und vieler anderer Tische um uns herum wird eine angebliche Minderheit geschwächt, während die dominante Mehrheit immer stärker wird.

Wie diesen chronischen Zustand der Tische verändern? Ein Gespräch, in dem nicht der chronische Zustand der dominanten Mehrheit herrscht. Ein gewaltfreies Gespräch. Eines, das neuen Mut braucht. Lassen Sie uns am Familientisch anfangen. Oder an den Familientischen, wenn es mehrere sind.

Oder nein: Lassen Sie uns zunächst bei unseren Wahlfamilien und Wahlorten anfangen, bei Menschen, Literatur und Räumen, in denen wir uns erstmal nicht in der Minderheit fühlen; in denen wir uns wohl fühlen. Doch bleiben wir nicht dort, bleiben wir nicht innerhalb unserer sicheren Mehrheit, sondern tragen wir es zurück an diesen unangenehmen Familientisch.

Mitten hinein.

Nadia Owusu

How often do I write *I* when I mean *you*?
How often do I write *you* when I mean *we*?
How often do I write *we* when I mean *me*?
How often do I write and not know what I mean?

When Şeyda, Ivna, and I first met to discuss this speech, we imagined we might each take a narrative position – One of us would write as *I*, one as *you*, and one as *us*. But we quickly realized that, in a person, those positions cannot be separated.

Always, we simultaneously contain and inhabit all three positions. The borders, as is true of all borders, are unsteady. They are shaped by power. And they function both as rigid, sometimes violent barriers, and as porous sites of possibility.

When we choose a narrative point of view – the *I*, the *you*, the *we*, we decide who is inside and who is outside. We draw the lines. The trick is to make those lines seem natural. But no border, person, or narrative position is neutral or innocent.

Writing in the first person can be a powerful act of repossession for people whose humanity has been negated, for those who have been told – because of our race, class, gender, sexuality, and places of origin – that authority resides outside of ourselves. But the *I* can also be myopic. It can be manipulative and self-involved.

Writing in the second person – the *you* – can be intimate. It can be about reaching out, about wanting to be seen.

It is the voice of the epistolary form – of letters to loved ones. So often, we are told that white men are the only readers that matter. With the *you*, we can reject that. We can name our audience. We can say, «White men are welcome to read my work. I hope they can find value in it. But I have not prioritized their desires or expectations.» There can be power in that. But the *you* can also be a voice of exclusion, judgment, and accusation. It can be arrogant, pretending to know other people’s hearts and minds.

The first-person plural, the *we*, is the voice of the chorus. It’s the voice of community, solidarity, and healing. It can be a futurist voice that connects us here in this room, in this moment, and to all people across time and space.

Yet, it, too, has its dangers. As the poet and activist Audre Lorde wrote, “Institutionalized rejection of difference is an absolute necessity in a profit economy which needs outsiders as surplus people. As members of such an economy, we have *all* been programmed to respond to the human difference between us with fear and loathing and to handle that difference in one of three ways: ignore it, and if that is not possible, copy it if we think it is dominant, or destroy it if we think it is subordinate. But we have no patterns for relating across our human differences as equals. As a result, those differences have been misnamed and misused in the service of separation and confusion.”

Sister Outsider – Lorde’s essential collection of essays and speeches in which these words appear was published in 1984, but they are still relevant today. Indeed, Ivna vividly described the same separation and confusion in her invocation of actual and metaphorical dinner tables, where some people must sit silent and invisible because

speaking would risk exposing difference. Would risk naming some forbidden truth. Would risk destabilizing coveted innocence. Would risk friction and conflict. Would risk change. At such tables, the *we* is a demand and a threat. Accept our terms or leave. Assimilate or leave.

To quote the writer bell hooks, “All too often, we think of community in terms of being with folks like ourselves: the same class, same race, same ethnicity, same social standing... I think we need to be wary: we need to work against the danger of evoking something that we don’t challenge ourselves to actually practice.”

Getting to *we* requires practice and work. It requires asking who is implicated and who is protected. Who is silenced? Whose experiences are denied? Who is erased? Who is inside and outside, and how might we become more welcoming?

It requires struggling together and a profound reckoning with our complicity, failures, shortsightedness, and binaries. It requires interrogating our own impulses, scrutinizing where we choose to draw the borders between ourselves and others, and how we enforce those borders in – the stories we write and in the lives we live.

It requires finding new ways and new language to relate, as equals, across our human differences. It requires naming and embracing those differences as strengths and harnessing them to fight separation and confusion. Harnessing them toward a future where *we* can thrive together.

Nadia Owusu

aus dem Englischen von Susanne Hornfeck

Wie oft schreibe ich *Ich*, aber meine *Du*?
Wie oft schreibe ich *Du*, aber meine *Wir*?
Wie oft schreibe ich *Wir* und meine mich?
Wie oft schreibe ich und weiss nicht, was ich meine.

Als Şeyda, Ivna und ich uns zum ersten Mal trafen, um über diese Rede zu sprechen, haben wir uns vorgestellt, jede könnte eine dieser narrativen Positionen einnehmen – eine von uns würde als *Ich* schreiben, die andere als *Du*, die dritte als *Wir*. Rasch merkten wir jedoch, dass diese Positionen nicht voneinander zu trennen sind.

Stets integrieren und besetzen wir gleichzeitig alle drei Positionen. Die Grenzen sind – wie alle Grenzen – durchlässig. Durch Macht geformt, funktionieren sie sowohl als strenge, manchmal gewalttätige Barrieren, aber auch als poröse Orte der Möglichkeit.

Wenn wir uns für eine narrative Position entscheiden – das *Ich*, das *Du* oder das *Wir* –, dann entscheiden wir damit zugleich, wer drinnen ist und wer draussen. Wir ziehen Grenzen. Der Trick besteht darin, diese Grenzen natürlich erscheinen zu lassen. Doch Grenzen, Personen oder narrative Positionen sind niemals neutral oder unschuldig.

In der ersten Person zu schreiben, kann ein machtvoller Akt der Rückeroberung sein für Menschen, denen die Menschlichkeit abgesprochen wurde, für alle von uns, denen man aufgrund von Race, Klasse, Geschlecht,

Sexualität und Herkunft erklärt hat, die Autorität stehe ausserhalb von uns selbst. Aber die Perspektive des *Ich* kann auch kurzfristig machen. Sie kann manipulativ und egozentrisch sein.

In der zweiten Person zu schreiben – dem *Du* –, kann intim sein. Ein in Kontakt treten; der Wunsch, gesehen zu werden. Es ist die Stimme der epistolarischen Form – der Briefe an unsere Lieben. Immer wieder hat man uns erzählt, dass *weisse* Männer die einzig wichtigen Adressaten und Leser sind. Mit dem *Du* können wir diese Haltung zurückweisen. Wir können unser Gegenüber direkt ansprechen. Wir können sagen: «Weisse Männer dürfen mein Werk gern lesen. Ich hoffe, sie finden etwas Bedeutsames darin. Doch ihre Wünsche und Erwartungen stehen für mich nicht im Vordergrund.» Das kann uns Macht verleihen. Aber das *Du* kann auch Ausschluss, Urteil und Vorwurf bedeuten. Es kann überheblich daherkommen und so tun, als kennte es das Herz und den Geist der anderen.

Die erste Person Plural – das *Wir* – ist die Stimme des Chors. Es ist die Stimme der Gemeinschaft, der Solidarität und der Heilung. Diese Stimme weist in die Zukunft, sie verbindet uns – hier in diesem Saal, in diesem Moment – über die Grenzen von Raum und Zeit hinweg mit allen anderen Menschen.

Doch auch sie hat ihre Gefahren. Die Dichterin und Aktivistin Audre Lorde schrieb:

«Eine profitorientierte Wirtschaft benötigt an den Rand gedrängte Menschen als Arbeitskraftreserve und kommt deswegen nicht ohne die institutionalisierte Abwertung von Verschiedenheit aus. Als Teil dieses Wirtschaftssystems sind wir *alle* darauf programmiert, auf Unterschiede

zwischen Menschen mit Furcht und Abscheu zu reagieren und eine von drei Möglichkeiten zu wählen. Wir ignorieren sie; falls das nicht möglich ist und etwas uns dominant erscheint, ahmen wir es nach; erachten wir es für unterlegen, zerstören wir es. Aber wir haben nie gelernt, uns auf Augenhöhe mit unseren Unterschieden auseinanderzusetzen. In der Folge werden diese Unterschiede mit Falschbezeichnungen belegt und zum Zweck der Spaltung und Verwirrung missbraucht.»

Sister Outsider – Lorde's wichtigste Sammlung von Essays und Reden, aus der dieses Zitat stammt – ist heute noch genauso aktuell wie in seinem Erscheinungsjahr 1984. Ivna schildert in ihren Anrufungen metaphorischer und tatsächlicher Tischrunden genau dieses Gefühl von Ausschluss und Verwirrung; einige müssen still und unsichtbar dabeisitzen, denn das Wort zu ergreifen, würde bedeuten, ihre Andersartigkeit sichtbar zu machen. Würde bedeuten, die verbotene Wahrheit zu benennen. Würde bedeuten, die erstrebte Unschuld zu destabilisieren. Würde Reibung und Konflikte mit sich bringen. Und damit Veränderung. An solchen Tischen ist das *Wir* eine Forderung und Drohung: Akzeptiere unsere Bedingungen oder geh. Pass dich an oder verschwinde.

Um es mit den Worten der Autorin bell hooks zu sagen:

«Allzu oft stellen wir uns unter Gemeinschaft ein Zusammensein mit Leuten wie wir selber vor: dieselbe Klasse, dieselbe Rasse, dieselbe Ethnie, dieselbe soziale Schicht ... Aber ich glaube, wir müssen da vorsichtig sein und uns davor wappnen, etwas heraufzubeschwören, das wir uns selbst nicht wirklich abverlangen.»

Zum *Wir* zu gelangen, bedarf der Übung und der Arbeit. Stets gilt es zu fragen, wer gemeint ist und wer eingehegt werden soll. Aber auch, wer zum Schweigen gebracht wird. Wessen Erfahrungen ausgeschlossen sind. Wer negiert wird. Wer drinnen ist, und wer draussen. Und natürlich müssen wir uns fragen, wie wir aufgeschlossener, gastfreundlicher sein könnten.

Dazu bedarf es des gemeinsamen Kampfes; wir müssen uns radikal Rechenschaft ablegen über unsere Mitschuld, unser Versagen, unsere Kurzsichtigkeit und unser Schwarzweiss-Denken. Wir müssen unsere spontanen Impulse hinterfragen, überprüfen, wo wir gewohnheitsmässig die Grenzen zwischen uns und den anderen ziehen – in den Geschichten, die wir schreiben ebenso wie in den Leben, die wir leben.

Das wird nicht gehen ohne neue Wege und eine neue Sprache, die uns als Gleiche und über menschliche Unterschiede hinweg verbindet. Die Unterschiede müssen als solche benannt und in Stärke verwandelt werden; wir können sie dazu nutzen, gegen Trennung und Verwirrung vorzugehen. Und uns damit für eine Zukunft rüsten, in der es *uns* gemeinsam gut geht.



Şeyda Kurt

(*1992) schreibt und spricht über Kultur, Philosophie, Politik und linken Feminismus. Als Journalist*in arbeitet Şeyda Kurt für unterschiedliche Medien wie Zeit Online und Deutschlandfunk Kultur sowie für unterschiedliche Podcast-Formate, darunter als Redakteur*in für den preisgekrönten Podcast *190220 – Ein Jahr nach Hanau* und als Host für den Podcast *Man lernt nie aus*. Şeyda Kurt ist regelmässig als Moderator*in im Einsatz und war als Kurator*in unter anderem für das Goethe-Institut und verschiedene Kulturveranstaltungen tätig. Ausserdem leitet Şeyda Kurt Schreibprojekte und gibt Workshops, etwa zum journalistischen Schreiben. Im April 2021 erschien das Sachbuch und Bestseller *Radikale Zärtlichkeit – Warum Liebe politisch ist* (HarperCollins). Im Frühling erschien das experimentelle Essay *HASS – Von der Macht eines widerständigen Gefühls* (HarperCollins).



Ivna Žic

(*1986) studierte Angewandte Theaterwissenschaften in Giessen sowie Regie an der Theaterakademie Hamburg und Szenisches Schreiben im Forum Text / uniT Graz. Als Autorin und Regisseurin schreibt sie u.a. am Theater Neumarkt, Schauspielhaus Wien, am Luzerner Theater, Theater Essen, Maxim Gorki Theater Berlin und am Theater Winkelwiese. Sie war Absolventin des Dramenprozessors 2007/08 und Hausautorin am Luzerner Theater. Ihr Roman *Die Nachkommende* (Matthes & Seitz Berlin, 2019) war 2020 sowohl für den Schweizer als auch den Österreichischen Buchpreis nominiert und wurde mit dem renommierten Anna-Seghers-Preis ausgezeichnet. Dieses Jahr erschien ihr zweites Buch *Wahrscheinliche Herkünfte* (Matthes & Seitz Berlin). Ivna Žic lebt zurzeit in Zürich und Wien.



Nadia Owusu

(*1981) ist eine in Brooklyn lebende Schriftstellerin und Urbanistin. Ihr Buch *Aftershocks* (Hodder & Stoughton, 2021) wurde unter anderem von Barack Obama, dem Time Magazin, der Vogue und dem Guardian zu einem der besten Bücher des Jahres 2021 gewählt und in fünf Sprachen übersetzt. Nadia Owusu wurde mit einem Whiting Award für Sachbücher ausgezeichnet und erhielt Stipendien von Yaddo und Art Omi. Ihre Texte sind unter anderem in der New York Times, Orion, Granta, The Paris Review Daily, The Guardian, The Wall Street Journal, Bon Appétit und Travel + Leisure erschienen. Sie unterrichtet Kreatives Schreiben an der Columbia University und im Mountainview MFA-Programm und ist Direktorin für Storytelling bei Frontline Solutions, einer Beratungsfirma, die Organisationen des sozialen Wandels unterstützt.

Literatur

Semra Ertan: *Mein Name ist Ausländer / Benim Adım Yabancı. Gedichte / Şiirler*. Herausgegeben von Zühal Bilir-Meier und Cana Bilir-Meier. Edition Assemblage 2020.

bell hooks: *Teaching Community. A Pedagogy of Hope*. Routledge 2003.

Audre Lorde: *Sister Outsider. Essays and speeches*. Crossing Press 1984. Auf Deutsch 2021 beim Hanser Verlag erschienen.

<3

Impressum

©Internationales Literaturfestival BuchBasel 2023. Auflage: 600 Exemplare. Herausgeberin: Internationales Literaturfestival BuchBasel, Theaterstrasse 22, CH-4051 Basel. Übersetzung: Susanne Hornfeck. Design: Ronnie Fueglistner mit Yves Graber. Druck: Druckkollektiv Phönix, Basel. Die Wiedergabe des Textes, auch auszugsweise oder in Abschnitten, ist nur mit der ausdrücklichen Genehmigung der Herausgeberin gestattet.